

hängigkeit gekämpft hätten. Erst danach, besonders deutlich bei Isokrates, verfestigte sich das Bild vom inferioren Barbarentum, das nichts anderes verdiene, als griechische Untertanen zu werden. Dabei war so manches, was zu diesem Bild gehörte und gehört, schief: Der Achaimenidenkönig wurde nicht als Gott verehrt, und ihm wurde auch keine göttliche Abkunft zugestanden. Auramazda habe ihm aber das Reich anvertraut; man kann von Gottesgnadentum des persischen Königums sprechen. Und die Proskynese der sozial Niedrigstehenden war eine Ehrenbezeugung ohne Fußfall.

Auch das Bild von Dareios III. sei bis heute dadurch bestimmt, dass viele ihn lediglich als feigen und unfähigen Gegenspieler Alexanders des Großen sehen. Dabei habe er sehr wohl eine überlegte und nachvollziehbare Abwehrstrategie verfolgt – sollte er sich in Issos und Gaugamela den Händen des Feindes überantworten? Alexander habe in erster Linie dank seiner herausragenden strategischen Fähigkeiten gesiegt, und auch er habe bis dahin elf Jahre angestrengtesten Kampfes zu überstehen gehabt. Bis zu diesem Zeitpunkt habe es im Perserreich lediglich regionale Instabilitäten und temporäre Schwächeperioden königlicher Macht gegeben, so dass der Sieg Alexanders nicht Ergebnis eines andauernden Niederganges gewesen sei, sondern eine Katastrophe. Im Grunde sei das Achaimenidenreich trotz oder vielleicht gerade wegen seiner Heterogenität ein starkes Reich gewesen.

Diese Hinweise, Auszüge, die vor allem den Altsprachler interessieren, mögen hier zeigen, dass aus diesem Buch Gewinn gezogen werden kann. Dennoch legt man das Buch nicht recht zufrieden zur Seite. Unnötig erscheint die ausführliche Darstellung der Quellen. Sie erscheint nur dann sinnvoll, wenn entweder ein Überblick über die Forschungsgrundlagen gegeben werden soll – für derlei ziehen aber Umfang und auch Zielsetzung der Reihe „Beck Wissen“ zu enge Grenzen – oder wenn sie die Grundlagen der Darstellung verständlicher macht – im Text wird aber kaum Bezug auf diesen Überblick genommen. So hätten die mehr als 21 Seiten, also ein Sechstel des gesamten Buches, besser darauf verwendet werden können, z. B. die eine oder andere Dar-

stellung der Ereignisgeschichte, die nunmehr so komprimiert erscheint, dass sie nur schwer verständlich ist, etwas ausführlicher zu fassen. Nur am Rande sei vermerkt, dass die Abkürzungen, die bei Zitaten aus Inschriften verwendet werden, nicht alle im Buch erklärt sind.

*Clauss, Manfred: Das alte Israel. Geschichte, Gesellschaft, Kultur. München: Beck 1999. 126 S., 14,80 DM (Beck Wissen in der Beck'schen Reihe. 2073; ISBN 3-406-44573-X).*

Wer im Monotheismus das konstitutive Moment der jüdischen Religion sieht, der sie von Anfang an von den anderen Religionen unterschieden habe, wer das jüdische Volk als eine Einheit sieht und die Bezeichnungen Israel und Juda für Synonyma hält, wer meint, dieses jüdische Volk sei aus Ägyptenland gezogen, um das Land Kanaan gemeinsam als sein Land in Besitz zu nehmen, ist reif für dies Buch. Erst nach dem Ende des babylonischen Exils, erst nachdem nach dem Ende Nebukadnezars/Nabonids von Babylon und dem Beginn der Herrschaft von Kyros dem Großen Juden aus dem babylonischen Exil zurückkehrten, begann sich endgültig die Verehrung von Jahwe als dem alleinigen Gott durchzusetzen. Vielleicht war der Monotheismus im Alten Testament sogar erst ein Produkt des hellenistischen Judentums. Die Zeit der Könige zuvor dagegen war geprägt von häufig blutigen Auseinandersetzungen zwischen Anhängern von Baal und Jahwe, begleitet von manchen Versuchen des Ausgleichs, was eine polytheistische Praxis bedeutete. Erst im babylonischen Exil erfuhr die Juden ihr Anderssein auch derart, dass sie entsprechende Denkmuster nach der Rückkehr aus dem Exil in das ihnen „zugelobte Land“ nicht ablegten, und malten zugleich jene Erzählungen immer weiter aus, die sie schon immer als Fremde, sei es in Ägypten, sei es in Kanaan, charakterisiert hatten. Erst David war es gelungen, vom einfachen Schutzgelderpresser – das Verfahren zeigt wohl 1. Sam. 25 – aufzusteigen, das südliche Palästina zum Reich Juda zu vereinen, dessen König er wurde, und schließlich auch die nördlichen Stämme dazu zu veranlassen, ihm gemeinsam die Herrschaft anzutragen, der Anfang wiederum des Staates Israel. David verfügte also

über eine Doppelmonarchie. Beide Teile, Juda und Israel, waren seit alters von einem Städtequerriegel, gebildet von den kanaanäischen Städten Geser, Saalbim, Ajalon, Jerusalem, getrennt gewesen. Denn gegen die Städte sowohl der Philister als auch der Kanaanäer hatten die Hebräer keine Mittel besessen. Erst David gelang es, das angeblich uneinnehmbare Jerusalem zu erobern und zu seiner Hauptstadt zu machen. Die frühen Hebräer endlich waren Nomaden gewesen. Ägypten hatte solche Nomaden, sofern die Lebensbedingungen in Wüste und Steppe nichts mehr hergaben, durchaus aufgenommen, registriert und ihnen Land zugewiesen, wofür sie allerdings Gegenleistungen zu entrichten hatten: sie wurden zu Dienstleistungen bei Bauvorhaben herangezogen. „Diese Forderung rief bei den an Freiheit gewöhnten Nomaden einen Aufruhr hervor, sie ergriffen die Flucht. Diese Flucht einiger Hebräer aus Ägypten, die sich zeitlich nicht festlegen läßt, wurde zum Fixpunkt der Geschichte, weil sie entgegen aller sonstigen Erfahrung gelang.“ (S.13)

Nun ist dies insgesamt wohl nichts Neues. Wie weit Clauss Auffassungen vertritt, die nicht der *communis opinio* entsprechen, vermag ich als völliger Nichtfachmann nicht zu beurteilen. Immerhin ist Clauss durch eigene Forschungen zum Thema ausgewiesen. Was aber jeden Leser erfreuen muss, ist die klare Gliederung und die durchdachte und lebendige Darstellung. Die Lektüre ist Genuss und Bereicherung; man möchte sie geradezu verschlingen. Bitte mehr solcher Bücher!

HANSJÖRG WÖLKE

*Lendle, Otto: Die Söldner des Kyros. Historischer Tatsachenroman. Darmstadt: Primus Verlag 1999. 359 S., 39,80 DM (ISBN 3-89678-216-9).*

„Von da zogen sie in x Tagen xy Parasangen nach xyz“, tönt es jedem entgegen, der im Gespräch mit Menschen, die irgendwann einmal Griechischunterricht hatten, auf Xenophon kommt. Die entsprechenden Textstellen waren vermutlich nicht die Kerntexte der schulischen Anabasis-Lektüre, aber sie sind in ihrer Monotonie prägend für das gesamte Bild des Autors.

Erfreulich anders ist schon der Anfang von Lendles Buch, der von Xenophons Einstieg völlig abweicht und zunächst die Ankunft des Atheners in Ephesos ausführlich schildert. Gerade in dieser Partie, die L. frei von seiner Quelle ausgestalten kann, zeigt sich, dass er es versteht, Hintergrundinformationen über Olivenöl, Wein, attische Vasen als wichtige Exportgüter Athens, den Dank an die Götter nach einer glücklichen Reise u. a. in die Erzählung einzugliedern, ohne belehrend zu wirken. Nur selten bleiben im ganzen Buch Begriffe wie Pteryges oder Hybris ohne eindeutige Erklärung für den interessierten Laien stehen. Gerade am Anfang finden sich auch liebevoll gestaltete Details wie die Charakteristik des Kapitäns Nikagoras, der als maulfauler Brummbär, aber gleichzeitig guter und stolzer Seemann dargestellt wird. Schon an so früher Stelle findet sich eine Schilderung der Ordnung, die Kyros, der zum ersten Mal genannt wird, in seinem Herrschaftsbereich geschaffen hat. Sie dient neben weiteren Charakteristika des Persers dazu, Spannung aufzubauen und zugleich die Bedeutung des Kyros im weiteren Verlauf vorzubereiten. Diese Partie integriert L. in den Einladungsbrief des Proxenos an Xenophon, so dass von Anfang an sehr viel deutlicher als in der Anabasis motiviert wird, warum Xenophon sich auf ein solches Abenteuer einlässt. Zusammen mit der Schilderung der Reaktion des Xenophon, seiner Aufregung, seiner schlaflosen Nächte, der Entwicklung wichtiger Entscheidungen in Gesprächen, entsteht gegenüber dem nüchternen Bericht in der Anabasis eine lebendige Szene. Auch in anderen Passagen fügt L. Charakterisierungen, die ja auch in der Anabasis durchaus vorhanden sind, an erzählerisch günstigen Stellen ein, während sie bei Xenophon in der Regel schematisch der Schilderung des Todes des Betroffenen folgen.

An Stellen, die in der Anabasis bereits Reden enthalten, ist man häufig überrascht, wie wenig an zusätzlicher Rahmenschilderung ausreicht, um aus dem spröden Xenophontext interessante, manchmal sogar spannende Szenen zu gestalten. Andererseits gelingt es L., Xenophons lange, der Selbststilisierung dienende Reden, die gegen Ende der Anabasis zunehmen, angenehm zu ver-